

Podzer Tageblatt

Abonnementpreis für 1889:
 Jährlich 8 Rbl., halbj. 4 Rbl., viertelj. 2 Rbl. pränumerando.
 Für Auswärtige mit Postverendung:
 Jährlich 9 Rbl. 30 Kop., halbjährlich 4 Rbl. 70 Kop.,
 vierteljährlich 2 Rbl. 35 Kop. pränumerando.
 Preis eines Exemplars 5 Kop.

Erscheint 6 Mal wöchentlich.
Redaktion und Expedition: Neuer Ring 6.
 Manuskripte werden nicht zurückgeschickt.
 Redaktions-Sprechstunde von 9—12 Uhr Vormittags.

Insertionsgebühren:
 Für die Petitzeile oder deren Raum 6 Kop.,
 für Reklamen 15 Kop.
 Im Auslande übernimmt Insertionsaufträge
 Haasenstein & Vogler, Königsberg i. P. oder deren Filialen.
 In Warschau: Rajchman & Fronder, Senatorska 18.

Lange's Garten.
 Heute Sonntag:
Phantastischer Abend,
 gegeben vom belarnten
 Illusionisten, Magnetiseur und Gedankenleser
Wladyslaw Rybka
 unter Mitwirkung der Kapelle des 37. Infanterie-
 Regiments unter Leitung des Kapellmeisters Herrn
 Dietrich.
 Herr Rybka wird u. A. mit seiner 5-jährigen
 Tochter Luella ein Experiment auf dem Gebiete
 des Magnetismus à la Dorato ausführen.
 Anfang 8 Uhr Abends.
 Programme an der Kasse.
 Billets sind vorher in der Buchhandlung des
 Herrn Schatko zu haben.

Juland.

St. Petersburg.

Zum 50-jährigen Gedenktage der
 Wiederaufnahme der Union in den Schoß
 der Orthodoxen Kirche schreibt der „Czary“:
 In wenigen Tagen wird es ein halbes
 Jahrhundert, daß die Union mit den
 Orthodoxen wieder vereinigt wurden. Dieses
 für die Orthodoxie höchst wichtige Jubiläum
 muß auf gebührende Weise gefeiert werden.
 Bisher ist aber nichtsdestoweniger noch nichts
 Positives und von Allen der Wichtigkeit
 des kommenden Festes Entsprechendes ausge-
 arbeitet worden, obwohl unsere geistliche
 Journallit diese Frage eifrig ventilirte.
 Ein Artikel übrigens, von Gorodetzki im
 „Среднорусская Вестник“, verdient be-
 sondere Erwähnung, da er an die Gründung
 einer geistlichen Akademie in Wilna erinnert,
 d. h. an die Idee des Priesters Jossif
 Esenafschko. — Das wäre allerdings die
 würdigste Feier des bedeutsamen Jubiläums

und eine Feier, die um so mehr erwünscht
 wäre, als sie zugleich zur Stützung der
 Orthodogie in jenem Gebiete beitragen würde.“
 — Viban. Das litthauische Städt-
 chen Krettingen ist, wie die „Lit. Btg.“
 meldet, bis auf die russische Kirche, das
 Kloster und wenige Häuser niedergebrannt.
 Das Feuer soll durch Unvorsichtigkeit beim
 Plätten in einem kleinen Häuschen ent-
 standen sein, dessen Schindeldach alsbald
 in Flammen gerieth, und binnen kürzester
 Zeit lagen, da ein scharfer Nordwind die
 Ausbreitung des Feuers begünstigte, 70
 Verkaufsläden nebst allen Waaren, Kranken-
 haus, Zollamt, die Apotheke, Synagoge,
 evang.-lutherische Kirche, Poststation u.
 in Asche. Die von Polangen herbeigeeilte
 Löschmannschaft mit zwei Spritzen bewährte
 sich tapfer; ihre Leistungen konnten sich
 aber leider meist nur darauf beschränken,
 das Feuer von den abgelegenen Häuschen
 abzuhalten, weil der Brand zu große
 Dimensionen erreichte und alles ergriffen
 hatte. Das Glend und der Sommer sind
 unbeschreiblich. Etwa 2000 Menschen sind
 obdachlos und in wenig Stunden an den
 Bettelstab gebracht worden und müssen sich
 nun auf die Güte ihrer Mitmenschen ver-
 lassen.

Ausländische Nachrichten.

Das Wettiner Jubelfest
 in Dresden zu Ehren der 800-jährigen
 Regierung des Sächsischen Königshauses
 verspricht großartig zu werden, wie sich am
 besten aus nachstehendem Programm der
 Festlichkeiten entnehmen läßt.
 Sonnabend, den 15. (3.) Juni: 9 1/2
 Uhr Abends: Fackelzug der Studirenden vor
 dem König auf dem Schloßplatz.

Sonntag, den 16. (4.) Juni: 11 Uhr
 Vormittags: Te Deum in der katholischen
 Hofkirche. — 8 Uhr Abends: Meistersfest,
 dem Könige gegeben von den Offizieren der
 sächsischen Armee.

Montag, den 17. (5.) Juni: Vormittag:
 Empfang der zur Beglückwünschung einge-
 troffenen Deputationen am Königl. Hofe. —
 Abends: Ankunft und Empfang der Fürsten.

Dienstag, den 18. (6.) Juni: 9 Uhr
 Vormittags: Ankunft des deutschen Kaisers.
 — 10 Uhr Vormittags: Große Parade. —

3 Uhr Nachmittags: Enthüllung des König-
 Johann-Denkmal auf dem Theaterplatz.
 — 8 Uhr Abends: Wiederholung des Meisters-
 Festes.

Mittwoch, den 19. (7.) Juni: 10 Uhr
 Vormittags: Großer Jubiläumsspektakel.
 7 Uhr Abends: Von der Stadt gegebenes
 Fest mit römischem Feuerwerk an der Elbe.

Die Beziehungen zwischen
 Deutschland und der Schweiz
 sind, wie die „Täg. Post“ schreibt, zwar
 nicht formell abgebrochen worden — eine
 Meldung, die den diplomatischen Bruch be-
 hauptete, hat auf einem Mißverständnis be-
 ruht — aber sie erweisen sich als so uner-
 freulich als möglich. Denn wenn auch der
 deutsche Gesandte in Bern, Herr von Bilow,
 nicht abgerufen worden ist, so hat die Span-
 nung zwischen beiden Regierungen einen so
 hohen Grad erreicht, daß sie dem Abbruch
 des diplomatischen Verkehrs in der Wirkung
 beinahe gleichkommt. Wie offizielle Meldeun-
 gen aus Bern ersehen lassen, hat das deutsche
 Auswärtige Amt dort sein Bedauern da-
 über erklären lassen, daß eine Verständigung
 als unmöglich erachtet werden müsse und sich
 Vergeltungsmaßregeln vorbehalten. Welcher
 Art dieselben sein würden, ist nicht mitge-
 theilt worden. Aber nach den bisherigen
 Andeutungen deutscher Regierungsblätter ist
 es wahrscheinlich, daß man dieselben auf

dem Gebiete des Verkehrs zwischen beiden
 Ländern in's Wert setzen wird. Die „Köln.
 Ztg.“ läßt sogar einfließen, man werde
 schweizerische Beamte, wo sie sich auf deut-
 schem Gebiete antreffen lassen, in Haft neh-
 men, keine Fahrarten nach der Schweiz
 ohne Vorzeigung eines gültigen Reisepasses
 verabfolgen, die aus der Schweiz einlaufen-
 den Güter und Pakete regelmäßig durch-
 suchen lassen und ähnliche schändliche Maß-
 nahmen treffen. Wenn auch der Verkehr
 darunter leide, so seien dies die unvermeid-
 lichen Uebel eines diplomatischen Krieges,
 die ebenso getragen werden müßten, wie die
 Nothstände eines militärischen Kriegszustandes.
 Wenn es zutreffen sollte, was in verschiedenen
 Blättern angeführt wird, daß nämlich
 auch von Wien und Rom aus dem schwei-
 zerischen Bundesrathe über das Verhalten
 der Schweiz gegen Deutschland die Miß-
 billigung der betreffenden Kabinette ausge-
 drückt und hinzugefügt worden sei, daß man
 auch dort gegen die Schweiz eine schärfere
 Grenzaufsicht beabsichtige (das letztere er-
 scheint aber wenig glaubhaft), so würde bei
 einem solchen Absperrensystern allerdings
 die Schweiz derartig in die Enge getrieben
 werden, daß sie schwerlich lange ihren
 trotigen Widerstand würde fortsetzen können.
 Weit wahrscheinlicher ist es indessen, daß
 nach dem Vorgange Deutschlands dessen
 beide Bundesgenossen ihre Ausstellungen ge-
 gen die Duldung von Anarchisten und an-
 deren verbrecherischen Persönlichkeiten, die
 aus dem sicheren Versteck der gasfreien
 Schweiz ihre Wüthereien gegen die Nach-
 barländer zum Schaden ihrer öffentlichen
 Ordnung betreiben, gerichtet und das Ver-
 langen nach einer Abstellung solchen Miß-
 standes geltend gemacht haben. Denn wie
 sich jetzt herausstellt, wünscht Deutschland
 nicht sowohl die Zurücknahme des Aus-
 weisungsbeschlusses gegen Wohlgerath, als

Die Stroh Wittwe.

Bon

Josephine Gräfin Schwerin.

(2. Fortsetzung.)

In einer dieser Stunden war es ge-
 schehen, daß Klaus, trotzdem er es eigent-
 lich nicht gewollt, doch gesagt hatte: „Willst
 Du mir Eines versprechen, geliebte Frau?“
 „Alles, Alles, was Du willst.“
 „Sieh, Lieblich, ich möchte nicht, daß
 Du wieder in dem großen Strom der Ge-
 selligkeit mit fortgeschwimmst, wie er — selbst-
 verständlich — durch Dein Elternhaus fließt.
 Ich möchte Dir diese kleine Zerstreung
 gewiß nicht mißgönnen, aber ich, es schied
 sich nicht, wenn eine so junge —“ er
 lächelte und zog sie näher an sich — „und
 so schöne Frau wie Du, während ihr Mann
 weit entfernt ist, von Fest zu Fest schwärmt.
 An eine solche unbeschäftigte Frau — unbe-
 schäftigt auch selbst an der Seite ihrer Eltern
 — drängen sich immer die leichtfertigen
 Männer am meisten heran und ehe die
 ganz schuld- und harmlose Frau es ahnt,
 hat ein Hauch den blanken Schild ihres
 Rufes geküßt.“
 „O, ich werde nie etwas thun, was
 sich nicht mit Allen, was ich Dir und mir
 selbst schuld, verträgt“, behauptete Ida und
 es klang in ganz klein wenig Gereiztheit
 durch ihren Ton.
 „Nein, süßes Weib, gewiß nicht“, be-
 ruhigte sie Klaus, „aber, wie ich Dir sage,

eine junge Frau, deren Mann durch Meere
 von ihr getrennt ist, sieht wie in einem
 Glashaufe. Ich habe das schon zwei Mal
 an Frauen meiner Kameraden erfahren, die
 während einer mehrjährigen Abwesenheit
 ihrer Männer nur unvorsichtig waren, nichts
 weiter. Versprich mir, Dich, soweit dies
 nur möglich, von größerer Geselligkeit zurück-
 zuhalten, mir zu Liebe, meine Ida.“

„Du bist eifersüchtig und ich soll's
 nicht sein“, sagte sie und fuhr, als er ab-
 wehrend die Hand erhob, fort: „Wie
 kannst Du auch nur denken, daß es mir
 ohne Dich Vergnügen macht — nein, ich
 lebe ganz still zu Hause, das verspreche
 ich Dir.“

Dann waren auch diese letzten Tage
 vorübergegangen. Klaus war fort. Er
 hatte Ida noch einige Tage vorher auf den
 „Phönix“ gefahren und ihr das stolze Schiff
 genau gezeigt. Sie konnte nun jeden Winkel
 und wußte in der Kapitänskajüte so gut
 Bescheid, wie Klaus selbst; er hatte ihr auch
 gezeigt, wo er ihr Bild aufbewahrte und
 sie hatte mit bedenklich zitternder Stimme
 gesagt: „Versprichst Du mir auch, täglich
 mein Bild anzusehen, damit Du Deine Frau
 nicht vergißt?“

„Natürlich, täglich.“
 „Auch wenn Du an Land gewesen bist
 und die schönen Spanierinnen, Französinnen,
 Engländerinnen und Gott weiß wer sonst
 noch Dir alle gewaltig den Hof gemacht ha-
 ben? Auch dann?“

„Ja natürlich, auch dann“, lachte er.
 Sie fühlte einen Schmerz am Herzen

— er freute sich auf diese Reise, o! Doch
 sie war klug genug, zu schweigen.

Dann, beim Abschied — o nein, nein,
 er freute sich doch nicht — waren ihm die
 Augen feucht geworden und zuletzt war
 sogar eine Thräne in den braunen Bart
 gerollt. Er hatte sie immer noch einmal
 und noch einmal geküßt, als ob er sich
 nicht losreißen könne. Heute in der Morgen-
 frühe war der „Phönix“ in See gegangen;
 Klaus, der alle Andern beinahe um Haupt-
 länge überragte, hatte grüßend mit der Hand
 gewinkt, sie hatte mit dem Tuch den letzten
 Gruß erwidert, das Auge starr auf die ge-
 liebte Gestalt geheftet, noch sah sie ihn, —
 noch — jetzt konnte sie seine Züge nicht
 mehr unterscheiden — jst flümmerte es wie
 Millionen goldener und rother Punkte vor
 ihren Augen, hatte das Sonnenlicht sie ge-
 blendet — oder waren es nur die Thränen,
 die plötzlich jah und unaufhaltsam aus ihren
 Augen stürzten? Sie zog rasch den Schleier,
 mit dem sie noch immer gewinkt, vor das
 Gesicht und drängte, durch die neugierige
 Menge, die das stolze Schauspiel herbeige-
 lacht. Sie fühlte, daß sich eine Hand auf
 ihren Arm legte und eine freundliche Stimme
 sagte: „Kommen Sie noch ein wenig mit
 mir, liebe Frau von Köhnen, bei Ihnen
 zu Hause ist es so ungemüthlich und Sie
 können sich bei uns aussprechen und aus-
 weinen; es wird Ihnen wohlthun.“

Es war die Frau des Kapitäns von
 Helder, mit der Ida viel zusammen gewesen
 und die auch in der letzten halben Stunde
 neben ihr gestanden. Sie hatte anfangs
 ihre Hand gehalten und trampfhaft gedrückt;
 zuletzt hatte sie ihre Gegenwart vergessen
 und auch jetzt schüttelte sie nur, ohne zu

sprechen, den Kopf und eilte beschleunigten
 Schrittes der eigenen Bohnung zu — sie
 wollte allein sein.

Die ganze wüste Unordnung eines in
 der Aufregung begriffenen Hausstandes gähnte
 ihr da entgegen: in weiße Lächer gebüllte
 Sofas, auf einander geschichtete Stühle und
 Tisch, Kisten und Kästen, unverschlossene
 Koffer und hier und dort Umherliegendes,
 was noch eingepackt werden mußte. We-
 ße, wie trostlos! Sie sank auf den nächsten
 Stuhl und weinte bitterlich.

Und dann war es ihr doch wie ein
 Aufatmen, als Frau von Helder kam und
 ohne zu fragen, mit praktischem Blick sah,
 was noch zu thun nöthig und mit geschickter
 Hand forträumte und einpackte.

„Nun müssen Sie noch etwas Ordent-
 liches genießen, Herzens-Frauchen“, sagte sie
 zuletzt. Sie haben natürlich nicht daran
 gedacht und Ihr Mädchen hat auch den
 Kopf verloren. Da Sie verweigerten, zu
 uns zu kommen, lasse ich Ihnen von Hause
 etwas herbuzen, da ist Marie schon damit.
 Gieb nur her.“

Sie nahm den Mädchen den gefüllten
 Korb aus der Hand, packte ihn selbst aus
 und Ida wurde sich nun bewußt, daß sie
 trotz Kummer und Thränen hungrige und
 daß ihr Frau von Helder's gute Sachen
 sehr wohl mundeten.

Frau von Helder geleitete sie dann zur
 Bahn, suchte ihr ein gutes Kuppe aus,
 brachte das Handgepäck in demselben unter,
 und Ida ließ wie ein Kind für sich sorgen.
 Schließlich kam dann noch Herr von Helder
 mit einem Blumenstrauß, ihm folgten noch
 einige andere Offiziere mit ihrem Frauen
 die ebenfalls Blumen, Schokolade, Bonbons

viele eine Genugthuung für die gefeh-
wirdige Inhaftnahme dieses Beamten und
eine Bürgschaft dagegen, daß in Zukunft
die sozialistische und monarchistische Agitation
von der Schweiz aus nach Deutschland hin-
übergetragen wird. Deutschland macht die
Meinung geltend, daß die Schweiz nicht in
genügender Weise ihre Nachbarnpflichten gegen
Deutschland beobachtet, wenn sie dulde, daß
legitimationsloses Gesindel sich innerhalb ihres
Gebietes ansässig mache und von dort aus
seine Missethätigkeiten treibe. Und dies scheint
der Punkt zu sein, worin auch die beiden
andern Regierungen der deutschen beigetreten
sind. Niemand wird bei billiger Erwägung
der Dinge leugnen können, daß dieses Ver-
langen ein gerechtfertigtes ist und daß die
ganze Wohlgefühls-Angelegenheit nicht hätte
auftauchen können, wenn die Schweiz diese
fremden catillinarischen Existenzen schärfer
beaufsichtigt bzw. gegen sie die Bestimmungen
des Niederlassungsvertrages angewendet hätte.
Daß diese Unterlassung auch von der schwei-
zerischen Volksvertretung als ein Fehler
aufgefaßt wird, beweist eine kürzlich von
derselben abgegebene Beschlusserklärung, daß
dem Treiben der Anarchisten und anderer
unsauberer Elemente in Zukunft energischer
gewehrt werden müsse, und zwar durch eine
schärfere Handhabung der Fremdenpolizei.
Wie man aus schweizerischen Regierungs-
kreisen zu verstehen giebt, wäre der Bundes-
rath nicht abgeneigt gewesen, der deutschen
Regierung entgegenzukommen zu beweisen. Er
habe sich jedoch daran durch den formellen
Umstand behindert gesehen, daß die Kantons-
regierungen selbständig in ihren Maßnahmen
und unabhängig von der Zentralgewalt da-
stünden, mithin er nicht im Stande sei,
seine eigene Ansicht zur Geltung zu bringen.
Sommerhin hätte ihn dies aber nicht ab-
halten dürfen, der deutschen Regierung guten
Willen zu zeigen, wie es thatsächlich der
Fall gewesen ist. Gerade der Mangel an
gutem Willen hat die Empfindlichkeit der
deutschen Regierung bis zu einer wohlbe-
gründeten Gereiztheit gesteigert, die in offi-
ziösen Preßangriffen sich Genüge zu schaffen
suchte. Wenn selbst deutsche konservative
Blätter diese Angriffe als zu weit gehend
bezeichnen und darin eine Erschwerung der
Lage finden, so entschuldigt dies doch noch
nicht die Regierung, die sich nicht durch
Zettelpolemiken aus ihrer staatsmännischen
Ruhe und Besonnenheit herausstreifen lassen
dürfte. Schweizer offiziöse Meldungen er-
klären nun, an ein Nachgeben seitens des
Bundesraths sei nicht zu denken, denn dieser
könne nicht von seinem Standpunkte abgehen.
Indessen zeigt sich schon jetzt, daß das ent-
scheidende Auftreten der deutschen Regierung
die schweizer Regierung zum Nachdenken be-
wogen hat; dieselbe geht nämlich jetzt mit
der Absicht um, die ganze Streitfrage durch
einen Schiedsrichter zum Austrag bringen
zu lassen, wobei sie die Regierung der Ver-
einigten Staaten im Auge haben soll. Es
ist noch nicht deutlich erkennbar, ob dieser
Gedanke schon feste Gestalt gewonnen hat.
Möglich, daß er zunächst nur einen Fühler
vorstellt. Uns will es aber wenig wahr-

scheinlich vorkommen, daß Deutschland in
einer Sache, wo doch das Recht so klar
auf seiner Seite ist und es sich nur um
die Erfüllung von internationalen Rücksichten
handelt, eine schiedsrichterliche Behandlung
sollte annehmen wollen.
— Die „Staatsb.-Ztg.“ macht über
die jüdische Bevölkerung in
den preussischen Städten folgende
statistische Angaben.
Unter den preussischen Städten mit
40,000 Einwohnern und darüber ist Frank-
furt a. M. am zahlreichsten von Juden
bewohnt, denn hier betragen dieselben
10,07 Prozent, sodas von 1000 Frank-
furter 100,7 der jüdischen Confession
angehören, während das letztere bei Posen
mit 98,3, Breslau mit 58,9, Berlin mit
49,0, Cassel mit 29,2, Königsberg i. Pr.
mit 25,9, Stettin mit 25,1, Danzig mit
24,8, Wiesbaden und Köln mit je 24,7,
Pleignitz mit 21,8, Krefeld mit 19,4, Altona
mit 18,0, Bochum mit 17,3, Essen mit
16,2, Frankfurt a. D. mit 16,0, Dort-
mund mit 15,1, Aachen mit 13,1, Götting
mit 12,8, Münster, Elberfeld und München-
Gladbach mit je 11,7, Magdeburg mit
11,4, Charlottenburg 11,3, Potsdam 11,2,
Erfurt mit 10,1, Düsseldorf mit 9,8, Duis-
burg mit 9,2, Kiel mit 5,5 und Barmen
mit 3,0 der Fall ist. Frankfurt a. M. hat
mithin im Verhältnis 2,1 mal so viel
Semiten wie die deutsche Reichshauptstadt
und 33,6 mal so viel wie das industriereiche
Barmen. — Unter den kleinen Städten
steht Kempen in Posen obenan, von dessen
Einwohnern fast der dritte Theil von 1000,
318, jüdischen Stammes ist. Nächstdem
kommen Rogowo mit 275, Zannowitz mit
272, Rogasen mit 220, Pinne mit 213,
Ritschenwalde mit 212, und Samter mit
203, sämmtlich in der Provinz Posen,
Zempelburg in Westpreußen mit 218,
schließlich bemerkenswertherweise Hagerloch
in den Hohenzollernschen Landen mit 231
Juden unter 1000 Einwohnern.
— Die Nachricht des „Bureau Neuter“
über den Ausbruch von Unruhen auf
der Insel Kreta wird dahin ergänzt,
daß es sich nicht um Parteikämpfe, als
um eine offene Auslehnung gegen die türkische
Herrschaft handelt, wenn es auch dazu noch
kommen kann, da der Gouverneur nicht
unparteilich über den Parteien steht, son-
dern sich offen für eine derselben ausge-
sprochen hat. Bereits im Sommer 1887
drohte auf der Insel ein Aufstand auszu-
brechen. Damals sandten die Christen eine
Deputation nach Konstantinopel, welche fol-
gende Forderungen aufstellte: Zwei Drittel
der Einnahmen werden den Kretensern über-
lassen; die Verwaltung und Einnahme von
Steuern werden von den Kretensern selbst
besorgt; die Auflage indirecter Steuern (auf
Stempel, Tabak und Salz) wird der Insel
übertragen; die Pforte verpflichtet sich, alle
Beschlüsse der kretensischen Nationalver-
sammlung binnen 3 Monaten zu bestätigen; die
Christen werden in der Versammlung durch
eine absolute Mehrheit vertreten sein und
die Nationalversammlung erkennt die Be-

amten nach dem Verhältnis der christlichen
und mohamedanischen Bevölkerung. Statt
diese Forderungen zu bewilligen, suchte
die Pforte Zeit zu gewinnen und es
gelang ihr denn auch, insbesondere unter
gleichzeitiger Entsendung eines Commissars,
Nahmudd Dschellaleddin, und eines Kriegs-
schiffes, der Bewegung soweit Herr zu wer-
den, daß dieselbe nicht in offene Rebellion
ausartete. Es wurde dann auch eine neue
Wahlordnung angenommen, aber schon am
Schlusse des Jahres fanden wieder Unruhen
statt. Der im Frühling vorigen
Jahres nach Kreta geschickte neue Gouver-
neur, Sartinski Pascha, ein Christ, scheint
es noch viel weniger als seine Vorgänger
verstanden zu haben, die zwischen Christen
und Mohamedanern bestehenden Interessen-
gegensätze auszugleichen. Anfang April dieses
Jahres sandten viele einflussreiche Christen
auf Kreta an den Großvezier ein Telegramm,
in welchem sie, viel schärfer und energischer
als früher, der Pforte erklärten, daß, falls
sie den Bitten der christlichen Bevölkerung
diesmal nicht gerecht werde, diese zur Selbst-
hilfe ihre Zuflucht nehmen müsse. Es spre-
chen manche Anzeichen dafür, daß die grie-
chische Regierung, deren Rathschläge bei den
Christen auf Kreta am ehesten Gehör finden,
einen ersten Conflict hintanzuhalten wünscht.
Es liegt also ganz in der Hand des Sul-
tans, durch Bewilligung der berechtigten
Forderungen der Kretenser der Bewegung
bald ein Ende zu machen.
— Ein neuer Bericht der „Fr. Ztg.“
aus Sydney bringt allerlei Neuig-
keiten aus Apia und über die dortige
Lage. Derselbe ist insofern ein wenig ver-
altet, als die Besichtigungen über die Haltung
der Rebellen auf Apia sich hinterher als
ungerechtfertigt erwiesen haben. Aber dafür
bringt er manches Andere, was Interesse
erregt. Den Meldungen, die vom 30. April
datirt sind, ist Folgendes zu entnehmen:
„Das Kanonenboot „Wolf“, Kommandant
Kapt.-Leut. Mittsiner, ist, von der ostasiati-
schen Station kommend, am 22. d. M. vor
der Thursday-Insel eingetroffen, hat daselbst
Kohlen eingenommen und bereits gestern seine
Welterreise nach den Samoa-Inseln angetre-
ten. — In Apia soll den neuesten Nach-
richten zufolge Alles ruhig sein. Eine noch
mahlige gründliche Untersuchung des Kreuzers
„Able“ hat ergeben, daß das Schiff bei
Weltweit nicht so stark beschädigt ist, als an-
genommen wurde. Der Kreuzer könnte sogar
wieder flott gemacht werden, wenn die
nötigen Hilfsmittel zur Stelle wären. Vom
„Ober“ sind nur einzelne Theile des Bug-
geborgen worden, der Rest steht unter dem
Nisse. Von der Mannschaft des verunglückten
Kanonenbootes sind nur wenige Leichen auf-
gefunden worden; die Mehrzahl derselben ist
anscheinend im Tauwerk verstrickt, die Eingeborenen
sind aber nicht zu bewegen, die Todten
herauszuholen, weil die Unglücksstätte nun-
mehr von Schaaren von Haifischen um-
schwärmt wird. Alle Versuche, die amerika-
nischen Kriegsschiffe „Trenton“ und „Ban-
dalla“ wieder flott zu machen, sind inzwi-
schen ausgegeben worden. Weiter wird ge-

meldet, daß die amerikanischen Offiziere,
denen es endlich gelungen ist, ihrer in den
ersten Tagen nach der Katastrophe vollstän-
dig außer Rand und Band gerathenen
Mannschaften Herr zu werden, strenge Dis-
ziplin üben. Da die amerikanischen Mann-
schaften jeden Cent ihrer Löhnung vertrinken,
sollen namentlich die Wirthshäuser glänzende
Geschäfte gemacht haben. Mittlerweise dürften
dieselben mit dem Dampfer „Rockton“ be-
reits ihre Heimreise angetreten haben. Die
Besichtigungen, als könne zeitweise sich ein
Mangel an Lebensmitteln fühlbar machen,
sind glücklicherweise nicht eingetroffen. Sogar
Inselprodukte scheinen in hinreichender Menge
vorhanden zu sein.

Der Dollar und die Milliardäre.

Ehe man sich über den Werth eines
Menschen ein Urtheil bildet, fragt man in
England: „Wer ist dein Vater?“, in Frank-
reich: „Wer bist du?“ und in Amerika:
„Wie viel hast du?“ Wie der Professor
Leufelsbrück in Carlyle's „Sartor Resar-
tus“, beurtheilt Bruder Sonatban die Men-
schen mit einer Unbefangtheit und einer
wirklich regenden Unparteilichkeit. Für das
Talent hat er große Bewunderung, weil es
Geld einträgt, ein literarischer oder künstle-
rischer Erfolg ist ihm nur dann ein solcher,
wenn er auch der Börse des Künstlers zugute
kommt. Der Mensch hat in seinen Augen
vor Allem Handelswerth, er gilt so und so
viel, wird so und so hoch notirt. Diese oder jene
Größe flößt ihm Ehrfurcht ein, nicht, weil
sie dies oder jenes Geisteswerk geschaffen,
sondern weil daselbe ein Vermögen einge-
tragen hat. Man spricht in Amerika nicht
von Bellina Patti's unvergleichlicher Stimme,
sondern von dem vollen Hause, das sie
immer macht.
Eine Schauspielerin wird von New-York
bis San Francisco größtes Aufsehen machen
und ungeheuren Beifall finden, nicht weil
ihr Talent unbefleckt und einzig in seiner
Art ist, sondern weil sie in einem ihr ge-
hörigen prächtigen Salonwagen, den sie sich
eigens bei Pullmann & Co. hat bauen lassen,
quer durch die Vereinigten Staaten reist.
Ich habe das Auftreten Minnie Palmer's,
einer talentvollen jungen Künstlerin, in ameri-
kanischen Zeitungen folgendermaßen ange-
kündigt gefunden: „Im dritten Act wird
Miss Minnie Palmer ihre sämmtlichen Dia-
manten tragen.“ Nachmittags wurde die
Theaterkasse fast gekürrt und Abends mußten
eine Menge Leute abgewiesen werden.
Ein Millionär flößt aber den Reuten
drüben nicht um seiner Millionen willen
Respect ein, sondern der Thakraft und des
Talents halber, die er entfaltet hat, um
solche zu verdienen. Einem Amerikaner, der
sich nur seines Reichthums rühmen könnte,
würden sich in England die Thüren mit
Leichtigkeit aufthun, aber die Millionen allein
würden nicht hinreichen, ihm Aufnahme in
die gute Gesellschaft von Boston und New-
York zu verschaffen. Dort würde man ihn

und sonstige Reifeerquickungen brachten. Ida
fühlte sich von Theilnahme und Liebe umge-
ben, mit diesen Allen verbanden sie gleiche
Interessen, hier war ihre Heimath, es über-
kam sie plötzlich die Empfindung: sie hätte
hier bleiben sollen, hier hätte sie die Tren-
nung von Klaus leichter überwunden.
„Wie gut Sie Alle sind, ich danke
Ihnen — so sehr“, sagte sie.
„Gladhaus!“ „Auf Wiedersehen!“ Die
Zeit vergeht rasch! „Lang es durcheinander;
noch ein Grüßen und Winken, dann waren
die befreundeten Gestalten verschwunden —
nun war es ganz vorüber! Wenn es auf
immer wäre, wenn Klaus nicht wiederläme,
sie ihn niemals, niemals wiederläme — ach!
wie unglücklich war sie doch.“
II.
Ida meinte die Reise gar nicht über-
stehen zu können, sie war so todtnüde, so
apathisch; damals, als sie denselben Weg
mit Klaus in umgekehrter Richtung gemacht,
wie anders war da Alles! Sie wußte noch
Alles genau: auf der einen Station hatte
er ihr Sektewasser gebracht, auf der an-
deren Obst, welches er mit Mühe gefunden
und da wäre er beinahe verspätet, sie hatten
gelacht und er hatte sie geküßt; dann war
sie müde geworden, sie hatte, an seine
Schulter gelehnt, von seinem Arm gestützt,
geschlafen, und als sie erwachte, hatte sie in
seine zärtlich auf sie gerichteten Augen ge-
sehen. Und dann Berlin — ach, die drei
entscheidenden Tage, die sie da verlebte! Da-
mals so wohl geborgen, so in Liebesglück
schwelgend, und nun — so verlassen.
Erst als der Zug in den wohlbekanntesten
Königsberger Bahnhof eintraf und der Prä-

sident ihr von dem Perron grüßend zuwinkte,
regte sich etwas wie Wiedersehensfreude in
ihr. Als der Vater sie in seine Arme
schloß und sagte: „Nun, da haben wir
Dich also wieder, mein Kind“, da fühlte sie
sich in der Heimath. Auf der letzten Fahrt
bis nach der Königsstraße, ließ sie seine
Hand nicht los, die alten Straßen und
Häuser grüßten sie so bekannt, sie hätte je-
dem einen Gutenabend zurufen mögen. Und
wie faust weinte es sich in den Armen, an
dem Herzen der Mutter, wie köstlich war es
in ihrem kleinen Mädchenstübchen, in dem
noch Alles stand, wie sie es verlassen: der
Arbeitskorb auf dem Nähtisch, das kleine
Bücherregal, das Vogelbauer am Fenster
und der Schreibtisch mit den kleinen Nipp-
sachen, die sie noch als Kind geschenkt bekom-
men, an deren jedes sich eine Erinnerung
knüpfte. Sie empfand es mit süßem Be-
hagen, doch als die Mutter sagte: „So,
meine Ida, nun ist es Alles, wie es ge-
wesen, nun bist Du wieder ganz unsere liebe
Tochter“, da erwachte von Neuem die heiße
Sehnsucht in ihr, sie fühlte, die Mutter
hatte nicht recht, es war Alles, Alles anders
— und von Neuem flossen die kaum ver-
stiegenen Thränen. Die Mutter versuchte nicht
sie zu trösten, aber sie streichelte sanft ihren
Scheitel und ihre Wangen, gab ihr allerlei
Kosenamen, half ihr beim Auskleiden und
blieb, ihre Hand haltend, an ihrem Bette
sitzend, bis sie, noch mit Thränen auf den
Wangen, eingeschlafen war.
Als Ida am nächsten Morgen er-
wachte, war es mit dem wohligen Empfinden,
bei den Eltern zum Besuch zu sein; die
schöne Behaglichkeit, die sie hier umgab,
sah sehr vorthellhaft von der wüsten Un-

ordnung ab, die in den letzten Tagen in
ihrer eigenen Wohnung geherrscht hatte und
die ihre unpraktische Unersahrenheit noch
über das durch die Verhältnisse Bedingte
gesteigert hatte. Das ganze Hauswesen lief
hier glatt wie am Schnürchen ab, sie hatte
nichts Anderes zu thun, als sich von den
Eltern verhätscheln zu lassen und selbst die
Brüder waren besonders zärtlich und aus-
merksam zu ihr. Daneben wurden Besuche
empfangen und erwidert; Jeder wollte die
junge Frau begrüßen und Ida kam sich
dabei sehr wichtig vor.
Eine Woche war um — der zweilund-
stehzigste Theil der schrecklichen Trennung
von Klaus, berechnete sie aufseufzend —
und dann noch eine, und allmählich fingen
die Farben der erheiterten Bilder zu ver-
blasen an, ihr kleines Mädchenstübchen
dünkte sie, trotz seines zierlichen Auspuges
eng und beschränkt, sie konnte nicht mehr,
wie noch vor einem Jahr, Stunden damit
zubringen, die kleinen Blerlichkeiten desselben
abzustauben und mit ihrem Kanarienvogel
zu tänzeln — und doch schlüpfte sie aus
dem Wohnzimmer wieder hinaus in den
engen Raum, dort unten war sie ja nur
Mamas Kind, das verhätschelte und ver-
wöhnte Kind, doch sie war jetzt etwas An-
deres geworden: Klaus Frau, mit dem sehn-
süchtigen bangenden Herzen. Auch der Be-
suche ihrer Freundinnen wurde sie bald
überdrüssig, sie konnte in den Ton der
Mädchenplauderei, der ihr sonst so geläufig
gewesen, nicht mehr einstimmen, sie sah ge-
langweilt und verstimmt da und mußte es
sich gefallen lassen, daß die Freundinnen sie
übermüthig und blaß nannten.
Die Tage schlichen mühsam dahin und

Ida sah so blaß und traurig aus, daß
Frau von Meerstedt, ohne eigentlich rechtens
Verständnis für ihren Zustand, ängstlich die
Hände rang und seufzte: „Ich habe es wohl
gesehen, diese überreife Heirath war ein Un-
glück, wäre Ida noch Braut, sie würde sich
nicht halb so hängen. Wenn man nur te-
gend etwas wüßte, um sie zu zerstreuen.“
„Der Sommer ist eine so stille Zeit“,
sagte sie zu Ida, „ist erst der Winter da,
dann giebt es mehr Abwechslung und Du
wirfst Dich dann nicht immerfort Deinen
traurigen Gedanken hingeben, mein armes
Kind.“
„Ich werde auch im Winter still leben,
liebe Mama“, erklärte Ida, „es würde sich
für mich nicht schiden, viel mitzumachen,
während mein Mann fort ist.“
„Aber Kind!“
„Ich habe es auch Klaus versprochen.“
„Nun, das muß ich gestehen, tief Frau
von Meerstedt etwas aufgeregt, wenn er
Dich nur darum so schnell geheirathet hat,
um Dich dann, während er selbst auf weiten
Meeren schwimmt, in einen Käfig einzu-
sperrern, dann war es um so unrichtiger,
daß wir darin willigten. Mit neunzehn
Jahren hat man denn doch noch Rechte an
Lebensgenuß und unter dem Schutze Deiner
Eltern —“
„Aber Mamachen, erreise Dich doch
nicht“, unterbrach sie Ida, „es würde mir
gar kein Vergnügen machen, ohne Klaus
Gesellschaften zu besuchen.“
Sie war fest entschlossen, ihr Wort zu
halten — und wirklich, sie würden auch
keine Freude an allem dem haben, aber ein
wenig Mitleid mit sich empfand sie doch.
(Fortsetzung folgt.)

Beilage zu Nr. 137 des

Podzer Tageblatt

Unglück.

W. v. Bonin.

Zwischen den weißen Kissen lag etwas Kofiges, Rundes, Kleines — ein winziges Kinderköpfchen mit festgeschlossenen Augen, auch ein Paar festgeschlossener Häufchen davor.

Das kleine Geschöpfchen hatte keine eigene Wiege, so lag es denn in dem Bette des Vaters. Auf das der Mutter schien die Sonne zu grell, denn die Fenster hatten keinerlei Vorhänge.

Der junge Vater betrachtete mit einem schweren Seufzer den kleinen rosigen Punkt in dem großen Bette. Heute konnte er dem süßen Köpfchen noch Lager und Obdach bieten. Aber morgen und übermorgen — was würde dann kommen? Der Hausherr wollte die Miethe nicht mehr stunden und andere gierige Gläubiger waren auch da. Sener würde gewiß die Betten zurückbehalten, deren Bezüge so blüthenweiß gewaschen und so sauber gestopft waren, und diese würden nehmen, was sonst noch in der Wohnung zu finden war: Reste einer zwar sehr bescheidenen, aber doch nicht völlig reizlosen Häuslichkeit. Und dann?

Benige Monate nach der Begründung seines Hausstandes hatte Franz das Unglück gehabt, seine Stellung zu verlieren. Das Baarenhaus, welches ihm eine mäßige Existenz gewährt hatte, ging zu Grunde, und zwar unter häßlichen Umständen, an denen natürlich das Geschäftspersonal völlig unschuldig war. Der Chef hatte sich schlimme Manipulationen zu Schulden kommen lassen, und wenn nun jemand, der bei ihm in Brod gestanden, sich um einen anderen Platz bewarb, rümpfte man die Nase, wies ihn mißtrauisch ab. Besonders an ihn, Franz, hatte sich seither das Unglück geheftet. Er fand noch ein oder das andere Mal vorübergehend Beschäftigung, aber keine dauernde Stellung.

Die junge Frau hatte an ihrer Nähmaschine tapfer gearbeitet und so ihr Scherflein zur Erhaltung der Wirtschaft beigetragen. Aber der Zerfall war nicht mehr aufzuhalten, besonders seit der Geburt des Kindes, welche nicht nur diese kleine Einnahmequelle verjagen ließ, sondern

den jungen Gatten überdies in die bedenklichsten Schulden stürzte.

Seine Lage war nachgerade trostlos geworden. Da veranlaßte ihn ein Zeitungs-Inserat, sich als Agent einer großen Nähmaschinenfabrik anwerben zu lassen. Seit einer Woche war er für diese Firma unterwegs, ohne jedoch eine einzige Maschine verkauft zu haben. Alle Welt war mit Nähmaschinen versehen — man schickte ihn weg, wie einen Bettler, oder lachte ihn aus. Die Leute, zu denen er gerade kam, brauchten wahrscheinlich Alles eher, denn Nähmaschinen — andere aber traf er nicht an.

Luisen hatte er seine Mißerfolge verschwiegen. Ihr war der Gedanke so tröstlich erschienen, daß er für jede von ihm verkaufte Maschine zehn Mark Provision erhielt. Sie stellte es sich so leicht vor, täglich eine Maschine zu verkaufen, und da wäre ihnen ja in kurzer Zeit geholfen.

Nun war allerdings eine Woche vergangen, ohne daß Franz auch nur einmal die heiß ersehnten zehn Mark nach Hause gebracht hätte. Aber er behauptete ihr immer, er hätte an so und so viel Stellen Aussicht und Zusagen, die sich endlich verwirklichen mußten.

Auch heute sah sie ihn, als er fortging, mit jenem bange fragenden Blick an, der ihm das Herz aufwühlte.

„Ich weiß, was Du sagen willst“, schnitt er ihr das Wort ab. „Der Vater will nicht mehr warten. Aber sei getroßt — heute komme ich nicht ohne Geld nach Hause — mein Wort darauf!“

In diesem Augenblicke ertönte vom Bett her ein winziger, quakender Ton. Das Kleine war erwacht, hatte die Decke mit seinem Pfötchen fortgestrampelt und schaute nun aus zwei großen, leuchtenden Augen seelenvergnügt in den Tag hinein. Der Vater wendete sich dem Kinde zu und schnalzte mit der Zunge. Wie ein heller Lichtschein zog es da über das allerliebste kleine Gesichtchen, und die strahlenden blauen Gucken seines Kindes belebten den sinkenden Muth des armen Mannes. Und er lächelte zuversichtlich. Heute würde er nicht mit leerer Hand heimkehren!

Nun trabte er durch die Straßen jenem Stadtviertel zu, welches er noch nicht absolviert hatte. Gerade heute fühlte er eine besondere Zuversicht. Hatte doch Luise sein Wort, er durfte nicht ohne Geld kommen. Heute mußte es ihm glücken,

und war nur der Anfang gemacht, so würde es schon weiter gehen.

Wie immer, suchte er sich zunächst Schneider und Schuhmacher, dann andere Miethspartheien, von denen er halbwegs vermuthen konnte, daß sie eine Nähmaschine brauchten. Aber sie brauchten Alle keine. Die Einen riefen: „Natürlich — auf Sie haben wir gerade nur gewartet!“ Und dann wieder: „Unverschämt — deswegen erst zu klingeln!“ Eine dicke Dienstmagd rief: „Peterfilie brauchte ich — die hab' ich vergessen!“ Dann wieder schlug man ihm die Thüre vor der Nase zu, ohne ihn eines Wortes zu würdigen. Der mildeste Ausgang seiner Versuche war ein kurzes, gleichgiltiges Nein.

Schon begann sein Herz sich schmerzlich und krampfhaft zusammenzupressen. Es ging genau so wie in den vorhergehenden Tagen — um kein Haar besser.

Ihm wurde elend zu Muth — elend zum Sterben. Was sollte aus ihm, was sollte aus Frau und Kind werden. Schon zitterten ihm die Knie vor Müdigkeit, so viele Treppen war er schon auf- und abgelaufen.

Er konnte nicht begreifen, wieso es noch Fabriken von Nähmaschinen in der Welt gab; kein Mensch brauchte solche Maschinen — alle Welt war damit versehen. Was nützte ihm die verlockend günstigen Patentbriefe, die er in der Tasche hatte, wenn sich gar Niemand auf ein Gespräch mit ihm einließ?

Es war bereits Nachmittag — noch hatte er nichts gegessen. Zwar hatte er ein Butterbrod in der Tasche, aber er konnte keinen Bissen hinunterbringen. Nun fiel ihm ein Rath ein, den ihm ein Colleague einmal ertheilt hatte. Die Agenten stellten sich des Abends in der Hauptniederlage ein; diejenigen, welche kein Resultat erzielt hatten, erhielten ein kleines Fixum ausgezahlt — allerdings nur eine gewisse Zeitlang, dann wurden sie eben als unbrauchbar entlassen. Die Glücklichen, welche einen Verkauf aufzuweisen hatten, empfingen ihre Provision. Und Franz hatte einmal solch einen Glücklichen gefragt, wie er die Sache angestellt. Sener erwiderte, er ginge nur in „bessere Häuser“, dort schelle er an den Thüren und sage dem Dienstmädchen mit hochmüthiger Miene, er müsse dringend Madame sprechen. In vielen, wenn auch durchaus nicht in allen Fällen gelänge ihm

das. Dann beschwage er eben die Dame, sage, er set an sie empfohlen u. s. w.

Und Franz beschloß nun, das Viertel der Schneider und Schuhmacher zu verlassen und eine elegante Straße aufzusuchen. Sein Rock war noch leidlich gut — er durfte die Sache wagen. Aber es wurde auch hier nicht besser. Nur wurde er jetzt von Dienstboten abgewiesen, nicht von Handwerkern und deren Frauen und Gesellen. Madame ließ sich nirgends sprechen. Wahrscheinlich verstand er es nicht, sich ein Ansehen zu geben.

Nun schellte er eben wieder an einem eleganten Thürgriff, „Haupttreppe“ und — von wüthender Verzweiflung zerfleischt — gab er sich Mühe, eine recht sorglose, hochmüthige Miene anzunehmen. Es öffnete Niemand. Er schellte nochmals, ebenso vergeblich. Da bemerkte er, daß die Thür überhaupt nur angelehnt war. Er trat ein — keine Seele kümmerte sich um ihn. Ein halbdunkler Korridor — rechts eine halboffene Zimmerthür. Seht pochte er an diese — Niemand antwortete. Schon stand er in dem teppichbelegten Raum; es war ein elegantes Schlafzimmer mit zwei Betten und einer reizend weiß und blau lackirten Wiege. In der letzteren gewahrte er aber ein eben solches rosiges Köpfchen mit geschlossenen Augen und zwei geballten Fäustchen davor, wie er es heute Morgens verlassen. Dies kleine Dingchen konnte sich jedoch keine Nähmaschine kaufen — er wollte sich zurückziehen. Da fiel sein Blick auf das Nachtschischen. Dort lag eine prachtvolle goldene Damen-Remontoir-Uhr mit Kette. Wie ein Blitz ging es durch seine Seele. Die Bewohner sind in den Borderräumen — ein Griff — mit zwei Schritten bist Du wieder draußen — versetzt die Uhr — in derselben Straße — bekommst wenigstens vierzig Mark, bringst sie Linsen, schickst den Pfandschein an die Herrschaft hier per Post zurück, damit sie sich die Uhr wieder holen können.

Sein Herz pochte zum Zerpringen. Aber die Aussicht, Linsen Geld zu bringen, war zu verlockend. Er schlich mit verhaltenem Athem bis zum Bett; er streckt die Hand aus — er blickt noch einmal ängstlich um sich, ob ihn Niemand sieht. Da ein Todessehret zieht ihm durch die Glieder — er läßt die Uhr auf die seidene Bettdecke fallen — zwei große blaue Augen starren ihn an — fest unverwandt. Das kleine Kind ist erwacht, hat das Köpfchen ein wenig erhoben — folgt jeder seiner Bewegungen mit großen, starren, verwunderten Augen. Wie ein Gericht Gottes ergeht es über ihn — er flieht — flieht — schon ist er auf der Treppe.

„Ich bin ein Narr, sagt er sich — war es doch nur ein kleines Kind — ganz ebenso gut hätte ich die Uhr mitnehmen können, als sie fallen lassen. Es rühet sich nichts hinter ihm — soll er zurück und dennoch die Uhr holen? Wirklich steigt er wieder die Treppe hinauf. Die Thür ist noch immer angelehnt. Es regt

sich nichts. Dennoch tritt er nicht ein — die Angst von vorhin befallt ihn von Neuem, er fürchtet sich vor dem Kinde — es wird noch nicht schlafen — es wird ihm wieder zusehen — er kann nicht — kann nicht! Diese großen, klaren, verwunderten Kinderaugen! — er kann nicht. Bevor er es sich versehen, ist er auf der Straße.

Er läuft sinnlos, bis er in eine andere Gegend gekommen. Endlich hält er ein und besinnt sich. Was soll nun werden? Er hat wieder nichts verdient. Vielleicht entläßt man ihn schon heute — er ist ja doch nicht im Stande, eine Maschine zu verkaufen. Und er kommt ohne Geld nach Hause — ohne Hoffnung. Was soll er beginnen — soll er betteln? Vielleicht würde er eher zu Gelde kommen denn als Agent. Die unseligen Nähmaschinen — sie narren ihn. Es ist, um wahnsinnig zu werden.

Er taumelt nach der Hauptniederlage — wenigstens sein Fixum wird er heute noch bekommen. Vielleicht fällt ihm inzwischen irgend etwas ein.

„Nun, wieder nichts ausgerichtet, Birkmann?“ sagte der Chef zu dem bleichen Manne. „Das ist traurig.“ Die Anderen werden abgefertigt, erhalten ihr Fixum oder ihre Provision und gehen. Er — Franz Birkmann, ist der Letzte. Der Chef winkt ihm, näher zu treten. Er wird ihn entlassen, er sieht ihn schon so bedeutsam an.

„Birkmann“, sagte er, „ich halte Sie für einen ehrlichen Menschen. Zwar habe ich keine nennenswerthe Referenz über Sie — aber Ihr Gesicht flößt mir Vertrauen ein — und ich hoffe, mich nicht zu täuschen!“ — Franz ist blutroth geworden.

„Sie eignen sich nicht zum Agenten“ — also doch eine Entlassung — von morgen ab können Sie Raten einlassen. Einer meiner Kassierer ist plötzlich erkrankt. Sie werden ihn ersetzen. Wenn Sie sich bewähren, werde ich nachher weitere Verwendung für Sie finden.“

Und der Chef giebt ihm weitere Instruction für morgen und schließt: „Wir verwenden für diesen Posten nur bewährte, gut empfohlene Leute — aber, wie gesagt, ich glaube, daß Sie ein ehrlicher, brauchbarer Mensch sind — Sie haben so offene, redliche, treue, blaue Augen.“

„Sie werden keinen treueren, ehrlicheren Diener finden,“ sagt Birkmann und reicht dem Chef die Rechte.

Der Handschlag ist wie ein Schwur; der geprüfte Mann wird ehrlich bleiben. Ein ganzes Regener ist in diesen wenigen Minuten über ihn ergangen.

Hätte er heute die Uhr gestohlen — er wäre ein verlorener Mensch. Die blauen Augen des kleinen Kindes haben ihn beschützt — das Kind wurde sein rettender Engel.

Vor der Trauung.

Da war er nun endlich, der lange ersehnte, märchenhafte Tag: Baleska durfte sich zu ihrer Hochzeit schmücken lassen.

Wie lange hatte es gedauert, und doch, wie schnell schien nun die Wartezeit verflogen! So schnell, daß der jungen, lieblichen Braut noch hundert Fragen auf den Lippen schwebten, während man schon den Myrthenkranz, die schönste Krone, die das Weib erreichen kann, in ihrem Haar befestigte.

Würde sie glücklich werden? Würde sie auch ihn ganz beglücken können, wie er's erhoffte, verdiente? Würde sich ihr kleiner Tropf, der im Elternhause Alles durchzusehen wußte, was ihm die Laune eines verwöhnten, einzigen Kindes eingab, würde sich dieser ihm zu fügen wissen?

Es juckte wie ein leises Schmerzgefühl um Wally's schönen Mund — die Friseurin glaubte schon, sie hätte ihr weh gethan. Aber die Braut war ganz der Gegenwart entrückt. Zwar — Oskar liebte sie; das wußte, fühlte, das erfüllte sie. Besaß sie doch weder Vermögen, noch besondere Gaben, die ihn hätten reizen können — ihn, der sich aus eigener Kraft zu einer geachteten Stellung empor-gearbeitet hatte und heute schon ein angesehen, vielbeschäftigter Kinderarzt war. Für ihn standen weithin alle Thüren offen — er war zum Ueberfluß auch noch ein mehr als ansehnlicher, ein hübscher Mann. Was also konnte ihn bestimmt haben, Jahr und Tag zu warten, bis ihre Eltern endlich mühselig erreicht hatten, was sie mit dem echten Stolz der Armuth für unerläßlich hielten: eine „anständige“ Ausstattung?

Das war ja eigentlich, so meinte Wally damals, nicht schön von ihm. Wenn man ein Mädchen wirklich lieb hat, kann man nicht geduldig sein.

Baleska seufzte tief auf — gerade in dem Augenblick, da die Friseurin fertig war. Und als nun aus dem Spiegel ihre zierliche Gestalt erstarrte, vom matten Perlmutterglanz des weißen Falles-Kleides umflossen, da traten ihr die Thränen in die braunen Augen.

Großmutter zog die Kleine an ihr Herz und sagte leise: „Weine nur, mein süßes Kind — wein' Dich ruhig aus! Das ist eine schwere Stunde. Nimmer kommt Dir eine, die im Ernst schwerer wäre. Denn von heut' ab gibt es Jedem, dem Du vielmehr gehörst, als vorher Deinen Eltern. Von heut' ab hast Du ernste, heilige Pflichten. Und was das Wichtigste dabei ist, daß Du neben diesen ernsten Dingen auch das scheinbar Unbedeutende nie vergessen darfst! Sieh' — meine Ehe wurde nicht früher eine glückliche, als bis ich nicht Deinem Großvater hundert Kleinigkeiten abgelaußt hatte, die ihm für sein Behagen unentbehrlich schienen.“

Baleska hatte, sichtlich beruhigt, zu

gehört; anfangs sehr aufmerksam, dann nach und nach mit eigenen Vorstellungen beschäftigt. Es kam ihr schließlich lustig vor, daß die gute Frau in allem Ernste daran zu denken schien, die „hundert“ Punkte aufzuzählen. Und das waren doch, wie sie selber sagte, nur die Kleinigkeiten. Was würde dahinter wohl noch an Bedeutendem stecken? Keineswegs war alles das so schwer zu nehmen. Das mußte sich, soweit es nicht selbstverständlich sich ergab, erlernen lassen. Zum Weinen war kein Grund vorhanden.

Da trat die Mutter ein — feierlichen Angesichts, schon in den ganzen Haltung deutlich zeigend, daß auch sie ihr Töchterchen auf den Ernst der Stunde hinzuweisen vor habe. Und richtig.

„Wally, mein Kind,“ begann die Mutter, „der schönste Augenblick im Leben eines Weibes ist auch der ernsteste, der heiligste!“

Die kaum verfliegten Thränen Wally's brachen neuerdings hervor und schluchzend rief die Kleine: „Ach — Mama — Mama!“

„Mach' ihn glücklich, Kind, dann bist Du seiner werth!“

Die Tochter wurde aufmerksam. Wenn's irgend wen gab, der ihr raten konnte, so war es doch die Mutter — ihr wollte sie vertrauen. Sie zog die Mama neben sich auf einen Divan, schaute sie mit ihren großen braunen Augen an und fragte zögernd: „Sag' mir, Mama — wie fange ich das an?“

„Du mußt vor Allem wissen, ihm zu gefallen,“ lautete die Antwort, und diese gute Lehre lag dem Verstande unserer Kleinen schon viel näher, als der hunderttheilige Rath der Großmama. Ihm gefallen — o, das konnte wohl nicht schwer sein!

„Sieh, mein Schatz,“ hob die Mama wieder an, „die glücklichen Eben wären viel weniger selten, wenn es immer ein wirkliches Bedürfnis wäre, was Mann und Frau zu einander führt. Was dem Manne unentbehrlich wird, das wird er auch in Ehren halten. Unentbehrlich aber kannst Du ihm nur bleiben, so lange Du ihm zu gefallen weißt. Deshalb bleibe jung, mein Kind, auch wenn schon Schnee auf Deine Schläfen fällt — bleibe jung, wenn Dich auch der Ernst des Lebens alt und grämlich machen will. Auf des Mannes Schultern lastet alle Sorge um das Haus; Staat und Gesellschaft stellen Forderungen an ihn, legen ihm Pflichten auf; sein Beruf schafft ihm Mühe und Plage und nicht immer ist der Erfolg sein Lohn. Da will denn der Mann im Auge seiner Frau den Zauber Spiegel besitzen, darinnen sich all' seine Mühsal in eitel Lust und Glück verwandelt. Ich meine nicht, daß er sie immer lachen finden will, doch ganz gewiß noch weniger immer weinen! Ob Du aber mit ihm weinen oder lachen wolltest — immer müdest Du dabei das Eine wollen: ihm gefallen!“

„Ein kurzes Evangelium,“ dachte Wally — „kurz und erbaulich.“

Im Nebenzimmer wurde eben die Stimme ihrer Freundin Ella laut, die Mutter ging, die junge Frau zu begrüßen — ein leichtfertiges Versprechen, eine Modedame, die wohl Chic und Anmuth, aber nicht besonders feste Grundsätze besaß. Man mußte sie ernstlich bitten, ihre lose Zunge heute zu zügeln. Morgen — morgen konnte Wally an ihren leichten Reden nicht mehr Schaden nehmen.

Während Mama mit ihr verhandelte, stiegen in dem Köpfchen der Braut die Lehren auf und ab, wie Brunneneimer. Großmutter's altväterliche Weisheit und der Mutter kluger Rath — wie konnte man sie wohl vereinen? Nicht leicht, so schien es Wally. Denn jene Frau die nur den Wäschebrennen, die kräftige Bräute, den blanken Hausrath im Sinne führt, ist offenbar ein anderes Wesen, als jene die noch schnell nach dem Spiegel lugt, wenn sie dem Mann entgegenfliegt; die selbst in Thränen noch an ihren Teint, an ihre Farbe denkt.

Und die Kleine versank neuerdings in tiefes, beinahe schmerzliches Sinnen. Sie überhörte ganz, wie drinnen sich die Gäste zu einander fanden — sie dachte wieder nur das Eine: Wird es mir gelingen?

Da legten sich von rückwärts zwei duftige, feine Hände vor ihre Augen — das war Ella, eben jene Freundin, die den günstigen Moment erfaßt hatte, der „Kleinen“ noch einige gute Lehren in das Ohr zu zischeln.

„Ich weiß, woran Du denkst,“ flüsterte sie, „ich kenne das — die große Seelenbeichte! Man will „rein“ vor ihn hintreten, rein wie ein neugeborenes Kind! Und wenn man so gründlich veranlagt ist wie meine Wally, behängt man sich weit vorausgreifend schon mit den Sünden, die man noch begehen könnte, und fragt sich melancholisch: „Werd' ich ihn glücklich machen?“

Wally's schnelle auf.

Wie hatte Ella das errathen können?

Diese aber lächelte mit Ueberlegenheit:

„Du wirst es, Kind, wenn Du an meine Lehren denkst! Sei selber glücklich — nimm ihn nur als Mittel hiezu an! Was wäre der Mann, wenn er uns nicht hätte? Ein Lastthier, gleichviel ob er in der Arretmühle geistiger oder physischer Arbeit einhertrottet; und dieses Lastthier ginge jämmerlich zu Grunde, wenn nicht wir die Peitsche unserer Reize schwängen! Laß' ihn zu Deinem Herrn sich aufrichten und Du bist verloren! Er wird dann prüfen lernen, seinen Besitz in Vergleich stellen mit dem eines Anderen, wird Dich tyrannisiren, wird Dir schließlich untreu werden! Bleibst Du aber seiner mächtig, weißt Du ihn so zu ziehen, daß er jeden Kuß wie ein Geschenk hinnimmt, danach eifert, dafür dankbar bleibt, dann ist Dein Glück gesichert!“

Es wirbelte in Wally's Köpfchen. Ella rauschte zum Fenster — unten fuhr der Wagen vor, der ihn brachte. Ein reizendes Coupé, gezogen von Tiger-schimmeln, deren silberblitzendes Geschirr

mit roth Schleichen aufgeputzt war. Auf den Laternen Amoretten und auf dem Bod' neben dem Kutscher ein florirter Diener.

„Er kommt wie ein Prinz von Geklütt,“ rief Ella. „Empfange ihn wie seine Königin!“

Aber die kleine Königin war nahe daran, die Besinnung zu verlieren. Traum-befangen, wiederum mit Thränen kämpfend, stand sie da und starrte auf die Thür.

Nun trat er ein, erregt und doch voll Haltung, ein Bittender, der seines Werths bewußt. In seiner Linken trug er den ovalen Strauß — Rosenknospen von dunklem Myrthengrün umrahmt — und seine Rechte streckte er jetzt ihr entgegen. Als seine Fingerspitzen sie berührten und es wie seliges Erschauern ihren schlanken Leib durchbehte, da wirbelte noch einmal durch einander, was die drei Frauen ihr gesagt — dann schlug sie, zaghaft und freudig, die langen dunklen Wimpern auf, und in den braunen Augen bligte es wie himmlische Erleuchtung. Sie flog an seinen Hals, barg das reizende Köpfchen lange, lange an der breiten, treuen Brust; dann bligte sie entschlossen zu ihm empor und fragte: „Wie fang' ich's an, Dich zu beglücken, Dekar?“

Er sah ihr tief und innig in die Augen. Mit diesem einen Blick erschloß sich ihm der ganze Schwall von Zweifeln, der sein armes Kind geplagt. Nun schloß er sie noch fester an sich und gab ihr zur Antwort: „Sei und bleibe stets — Du selber, Wally! Und wenn Dir wieder bange Schatten kommen, so sage mir, daß Du mich lieb hast! Weiter braucht es keiner guten Lehren.“

Der Freundin gab es einen Stich in's Herz. Die Mutter weinte und über das runzlige Gesicht der Großmutter zog's wie ein Sonnendick, der winterlichen Wald vergoldet.

Wally.

Er hatte sein Recht behauptet und war Sieger im Kampf geblieben! Da lag er behaglich auf dem besten und wärmsten Platz des ganzen Hauses und klappte verständnisvoll mit dem Schweiß auf den Teppich. Ja, von ihm war die Rede, von ihm, er wußte es ganz genau; die Geschichte seiner Verbannung und Wiedertehr wurde voll Stolz der Freundin mitgetheilt:

— und seine Freude hättest Du sehen sollen, als wir von der Hochzeitsreise zurückkehrten; er heulte und winselte und rannte meinen Mann fast um vor Glück.“

„Ach! aber damals erfuhr sein Hundsbarg die erste Enttäuschung, er durfte nicht mit in das neue Heim! Er, der Zeuge und Vertraute so manchen Stelldicheins, so manch heimlicher Vortrafs, so vieler verstohlenen Grüße, einer so glücklichen Brautzeit, er wurde verbannt, verurtheilt, im Elternhause zu bleiben. Das konnte,

das sollte nicht sein! Als die Kränkung überwunden war, beschloß er zu handeln und machte sich einen wohlüberlegten Kriegsplan. Des Morgens, da Niemand ihn beobachtete, schlenderte er durch den Hof zum Thor hinaus mit dem lässigen Gang und der harmlosen Miene eines Bummlers, der sich des schönen Herbsttags erfreuen und ein wenig die Welt befehen will. Kaum aber war er um die erste Ecke, da ging's Hui!, in gestrecktem Galopp die Landstraße hinunter vor's Haus der geliebten Gebieterin. Nun mußte man ein wenig Athem holen, um nicht wie ein Ausreißer zu erscheinen, sondern wie ein unbefangener Besuch anzutreten. Endlich kragt er an der Thüre; es wird aufgethan:

„Ei, das ist ja Willy! mein Goldhund besucht mich! Nun sieh' Dir die schönen Sachen an, die neuen schönen Sachen,“ und froh um eine Ansprache verländelt die junge Frau ein paar Stunden mit ihrem alten Gespielen. Er wird in der ganzen Wohnung herumgeführt und Alles wird ihm gezeigt.

„Ja da wäre schon gut sein,“ denkt Willy, läßt sich aber in seinem Entschluß nicht beirren und geht folgiam nach Hause, als sie ihn zur Essenszeit heimführt. Er hat einen großen Schritt vorwärts gethan.

„Willy war da,“ berichtet seine Herrin Mittags ihrem Gatten, „lieb wie immer. Es gefiel ihm sehr gut bei uns, und er versprach, uns öfters zu beehren.“ — „Füttere ihn nur nicht hier,“ meint dieser, „sonst bringst Du ihn nicht mehr fort.“

Des andern Tages wiederholt sich dieselbe Komödie. Willy erscheint früh am Morgen; heute aber giebt es viel zu nähen. Er setzt sich also ganz still auf's Fensterbrett neben dem Arbeitstisch und beobachtet die Kinder und Hunde auf der Straße: Gemeine Hunde, welche Kinder heßen und die Vorübergehenden beißen; gemeine Hunde, die Fleisch stehlen; gemeine Hunde, die mit Ragen raufen; gemeine Hunde, mit denen er nichts zu thun haben will. Er wedelt mit dem kurzen zottigen Schwanz und schmiegt sich zärtlich an seine Herrin.

„Ja, schön recht, Willy! Siehst Du dort drüben das lange, rothe Haus? Da arbeitet Dein Herr! Hu, hat der viel zu thun! Kommt erst um zwölf Uhr nach Hause, da ist aber mein artiger Willy längst fort.“

Willy beguckt sich ernsthaft das rothe Haus und denkt: „Meinen Herrn seh' ich doch noch heute.“

Richtig es schlägt zwölf: „Marsch, nun nach Hause!“ allein weder Schelte noch Drohungen bringen ihn heute fort; er hört des Herrn wohlbekannten Schritt auf der Treppe, stürzt ihm entgegen, springt schmeichelnd an ihm hinauf, heult, bellt, winselt — „Na, so komm herein, aber keinen Bissen kriegst Du!“

Dennoch fällt manch klein Bröcklein für ihn ab und nach Lische darf er, wie ehedem, auf dem Sopha neben dem Herrn

schlafen. Nun ist's gewonnen. Täglich kommt er wieder und bleibt bis spät; allabendlich wirft man ihn hinaus — er bleibt auf der Schwelle liegen; man prügelt ihn — er leckt mit vorwurfsvollem Blick des Strafenden Hand; man läßt ihn hungern — Alles umsonst. Endlich schenkt man seinem Klagen und Winseln Gehör; er wird in Gnaden aufgenommen für immer. Und mit welcher Liebe! Den Beiden war's ja doch nicht wohl ohne ihren Willy, und durch Geduld und Klugheit ist er Sieger geblieben und hat sein Recht behauptet. O könnte er sich doch dankbar zeigen! Kommt Zeit, kommt Rath.

Als wieder der Herbst in's Land zog, da lag in einem schneigen, weichen Bettchen ein seltsam Wesen: es hieß auch Willy; aber es war weiß und rosig und schaute aus großen, erstaunten, blauen Augen den zottigen Willy ebenso mißtrauisch an, als er es betrachtete. Und wach ein Aufhebens um dies kleine Ding! Er, Willy, war ja gar nichts mehr. O, diese Qualen der Eifersucht! Da er es aber nicht hassen konnte, dazu war es zu niedlich und zierlich, beschloß er, es zu lieben, zu lieben mit der ganzen Gluth seines Hundeherzens. Wer nun den kleinen Willy auch nur schief anschaute, der hatte es mit dem großen zu thun. Manchen Tag konnte er mit Knurren gar nicht fertig werden, wenn immer wieder Jemand kam, um den Kleinen zu befehen. Er schlief doch! wie konnte man da so trappen! er schlief doch! warum riß man die Biegevorhänge auseinander, daß die helle Sonne seine verschlafenen Augen blendete? Willy ist beim Kleinen; da ist er gut aufgehoben, damit konnten sich Mutter und Wärterin beruhigen, wenn sie schnell abgerufen wurden.

So verging der Winter, und als die Schwalben einzogen und die Blumen blühten, da durfte der kleine Willy zum ersten Mal hinunter in den Garten und die bunte Welt ansehen. Er war ein fester, stämmiger Bursch und sah seelenvergnügt und rothbackig auf seinem weichen Kissen im Gras; neben ihm zur Wache der treue Hund.

„Nun seid hübsch brav zusammen, ich muß Willy's Milch holen“, damit läuft die Mutter in's Haus. O wie schön, wie lind ist's da im Grünen, wie die Bienen summen, wie die Vöglein zwitschern, und die Sonne, die Sonne! Sie häuft über den Steinrand des Springbrunnens, sie kost und neckt und haucht sich mit den tauenden, funkelnden Tropfen. Der große Willy liegt behaglich im Gras und blinkt stillvergnügt mit den Augen; der kleine Willy kräht und jauchzt vor Lust und streckt verlangend die Händchen nach dem glänzenden Spielzeug aus.

„Spiel mit,“ lacht die Sonne; „komm' und spiel mit“, plätschert das Wasser. Auf seinen dicken Aermchen und Beinchen versucht er der Lodung zu folgen, da läßt Willy ein warnendes Knurren

hören. Der Kleine krabbelt weiter — Willy stellt sich ihm entgegen und bellt ihn wüthend an. Der Kleine macht ein verdühtes Gesicht: Ist das sein alter Freund? der stellt sich nur so böse! Er macht einen kleinen Bogen und steuert unverdrossen dem Ziele zu. Willy ist ein classisch gebildeter Hund; er citirt den Erbkönig; „und bist Du nicht willig zc.“, packt den Buben beim Köckchen und zieht und zerrt so lange, bis er ihn zurück auf's Kissen geschleift hat. Nun giebt's freilich Thränen; der Hund bellt, das Kind weint — so findet sie die Mutter.

„Nun, mein Junge, wo fehlt's denn? Hat Dich der böse Willy erschreckt? Hat er mein Kind so angebellt? Nicht weinen! Da sieh' das Wasser; siehst Du, wie es springt? Grad wie mein Bubi,“ und sie tanzt mit dem Kind im Garten herum.

„Ja wohl das Wasser!“ philosophirt unser Willy, „das Wasser und der böse Willy!“ Könnte er reden, er würde Vieles sagen. Nur ein wehmüthvoller, gekränkter Blick trifft die undankbare Mutter; aber er schweigt im Bollgefühl seiner edlen That, für die er weder Lob noch Lohn will.

Bum Zeitvertreib.

— Logisch. Lehrer: „Was muß man vor Allem thun, um Vergebung der Sünden zu erlangen?“ — Schüler: „Man muß zündigen!“

— In Noth. Student (zu einem Kommilitonen): „Was machst Du denn für ein trübseliges Gesicht, Schlauch!“ — „Ach, mein Alter hat wieder mal geschrieben — verlangt, daß ich Examen machen soll — meint, es wär' Zeit, jetzt in meinem zwölften Semester!“ — „Nun, und Du?“ — „Ich sitz' in der größten Klemme — weiß nicht, was ich vor sechs Jahren mit dem Alten abgemacht hab' — wollt ich Medizin oder Jura studiren?“

— Bedenkliche Neugierde. Wirthin: „Wohin springen Sie denn so eilig, Herr Kästler? Ihr Hirschbraten wird ja ganz kalt?“ — Gast: „Grad wegen dem Hirschbraten geschieht's. Ich will nur geschwind sehen, ob Ihr alter Schimmel noch im Stall steht!“

— „Nun, Fräulein Julie, immer noch leblich, haben Sie denn Ihren Bräutigam von damals nicht geheirathet?“ — „Welchen meinen Sie?“

— Mutter. „Wie siehst Du denn aus, Junge! Ganz zerkrakt, zerrissen und mit Schnee beworfen.“ — „Ja, der Emil vom Portier sieht ebenso aus.“ — „Was habt Ihr denn gemacht?“ — „Nichts. Wir haben uns nur zu Neujahr gratulirt.“

Beilage zu Nr. 137 des
Podzer Tageblatt

Nieu! Nieu!
Museum Bozwa,
 Ecke der Promenaden- und Grünen-
 Straße.
 Bis jetzt von Niemandem hier gezeigt

Die schöne GALATHEA
 Eine Marmor-Büste, welche vor den Augen des
 Publikums lebendig wird.
 10-2)
 Zu sehen tägl. von 5 Uhr Nachm. bis 10 Uhr Abends, alle halbe Stunden.
 Eintrittspreis in das Museum, einschließlich Besichtigung der „Schönen Galathea“
 20 Kop., für Kinder 10 Kop.
 Die anatomische Abtheilung ist für Damen nur Freitags geöffnet.
 Kataloge in russischer, polnischer, deutscher und hebräischer Sprache.
 Das Museum wird nur noch eine sehr kurze
 Zeit hier selbst verbleiben.

Die Dampf- Destillation
 von
F. MEYER
 6-6) empfiehlt einen
 neuen feinen bitteren Biquenr,
 aus Alpen-Kräutern destillirt:

Vetsera-Bitter.

Krimer
Natur-Weine
 in bekannter Güte
 aus der Warschauer Niederlage Herman Stein & Co.
 werden zu mäßigen Preisen verkauft
 bei
Ferdinand Ende,
 Petrikauer-Straße Nr. 682 (Neu 257), unweit des Spital-Platzes. (11)

August Fiebiger,
Bildhauer und Steinmetzmeister in Lodz,
 Kirchhof-Chaussee Nr. 64 a,
 gegenüber den Eingängen der Friedhöfe,
 empfiehlt sich zur Anfertigung von
Erbbehrännissen und Gräften,
 sowie aller Arten Grabdenk-
 mäler u. Steinmetz-Arbeiten
 in Granit, Syenit, Marmor
 und Sandstein,
 wie auch guss- und schmiede-
 eiserner Grabgitter
 in solidester Ausführung.



6) **Sämmtliche**
Mineralwässer
 sind bereits angelangt in der Hauptniederlage bei der Apotheke
M. SPOKORNY.

Echten Krimer
Natur- COGNAC zum Kur-
 und Tafel-Gebrauch,
 wegen seiner Reinheit und Güte, laut Attest der
 chemisch-ärztlichen Versuchs-Station der Warschauer Hos-
 pitaler, dem guten französischen Cognac vollkommen gleich-
 gestellt, versendet in Kisten von 6 und 12 Bout. zu 9 resp.
 18 Rs. franco nach jeder Bahnstation gegen Nachn. des Betrages
 die Weingroßhandlung **Gebr. Kempner,**
 Warschan, Długa-Strasse Nr. 5. (24)

Antisepticum.
 Vorzüglichstes und billigstes Anstrich-Mittel
 zur Vertilgung und Verhütung des Hauschwammes,
 Schutz gegen Verberb, Fäulniß und Worschwerden des Holzes und gegen
 Mauer-Fraß.
 Verwendung bei Bauten für Lagerhölzer, Balken, Thüren, Fenster,
 Fensterfutter, Fußbodenfutter — namentlich in Fabriken, wo viel Rässe und
 Dampf sich entwickelt, als: Färbereien, Druckereien, Appreturen etc. — Für
 Brückenbauten, Stallungen, Scheunen, Rampen, Pfählen, Zäunen, Eisenbahn-
 schwellen, Schiffe, Rähne, Schleusen, Wasserräder, Badeanstalten, sowie für
 sämtliche landwirthschaftliche Holzgeräthe.
 Anwendung durch Anstrich kalt oder erwärmt vermittelst Pinsel, bei
 welchem die Borsten aber nicht mit Pech eingeseht, sondern nur eingezogen
 sein dürfen. (7)

Entachten und Empfehlungen durch die Herren:
 Dr. Alexander Weinberg, Dr. O. Diehl, Chemiker Louis Schweickert,
 Krusche & Ender, Kreuzburg, Priv. Baumeister,
 J. Kammerer, Parkettischlerei, Philipp Schweikerl, Maler.
Rudolf Scholz, früher Otto & Scholz.

3-2) **Wir suchen**
 zum baldigen Antritt einen tüchtigen
Kessel-Schmiedemeister
 Maschinenfabrik und Eisengießerei von
Mannaberg & Goldammer,
 vorm. Carl Söderström.

Podzer freiwillige
Feuerwehr.
 Montag, den 17. Juni 1889,
 Abends 6 1/2 Uhr:
 1. Zug

Webung
 beim Requisitionshaus des 1. Zuges.
 Der Commandant
 der Podzer Freiwilligen Feuerwehr.

Dr. Littauer
 empfängt speziell mit Haut-, Geschlechts-
 und Harnröhren-Krankheiten Behaftete von
 8-10 Uhr Morgens und von 2-6 Uhr Nachm.
 Petrikauerstrasse Nr. 24, Haus Kestenberg, neben
 der Müller'schen Apotheke. (30-10)

W. Jonscher, Notar,
 hat die **Kanzlei** des
 Notars **R. Danielewicz**
 übernommen.
 Srednia-Strasse, Haus Scheibler (vormals
 Dr. Lohrer). (10 7)

Musterkoffer,
Reisekoffer,
 sowie sämtliche Reiseartikel empfiehlt in
 großer Auswahl das Sattlerwaarengeschäft in Lodz,
333 Srednia-Strasse 333.

höflich ersuchen, noch andere Empfehlungen vorzulegen. In England wird bei öffentlichen Zwecken dem Millionär ein Ehrenplatz aufgehoben, in Amerika ist ein solcher nur für den Mann von Talent zu haben, und sogar in der Politik bringt man es nicht durch Geld zur Auszeichnung. Rein die Amerikaner beten das goldene Kalb nicht an, wie wir in Europa es von ihnen behaupten, was sie reizt, ist das Geldausgeben.

Wenn ich meinen Lesern den Mund wässrig machen sollte, so thut es mir herzlich leid, aber es muß sein! Hier ein Verzeichniß amerikanischer Vermögen:

Namen	Kapital Francs	Jahreszins zu 5% Francs
J. Gould	1,375,000,000	70,000,000
J. B. Mackay	1,250,000,000	62,500,000
C. Vanderbilt	625,000,000	31,250,000
J. P. Jones	500,000,000	25,000,000
J. S. Astor	450,000,000	22,500,000
W. Stewart	200,000,000	10,000,000
G. Bennett	150,000,000	7,500,000

Das sind die Fürsten im Lande des Dollars und daran reichen auch Englands Kapitalisten bei Weitem nicht heran. Das Vermögen des Herzogs von Westminster beläuft sich auf etwa 400 Millionen Francs, das des Herzogs von Sutherland auf 150, den Herzog von Northumberland schätzt man auf 125 Millionen und den Marquis von Bute auf 100.

Mit Bergwerken und namentlich mit Eisenbahnbauten sind diese ungeheuren Reichthümer erworben worden und das Wort Millionär ist demnach ganz ungenügend, um einen Begriff von amerikanischem Besitz zu geben, man muß schon zum „Milliardär“ greifen und das bisherige Fehlen dieses Wortes im Wörterbuch beweist wohl nur, daß die Herausgeber desselben sich keine Vorstellung davon machten, daß es Leute gäbe, die über eine Milliarde besitzen. Es wäre an der Zeit, das Veräumdete nachzuholen und etwa folgenden Absatz einzuschleusen:

„Milliardär. Der oder Diejenige, welche mindestens eine Milliarde besitzt. Diese merkwürdige Erscheinung kommt in Amerika vor.“

Daß Mr. Gould mit seinen Tausenden von Millionen eine Großmacht ist, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Er hält die gesammte Börse der Vereinigten Staaten in der hohlen Hand und macht Regen und Sonnenschein, Haufe und Bauffe. Er thut, was er mag, und die Speculanten schämen sich glücklich, wenn er ihnen gestattet, die Brosamen aufzufressen, die von seinem Tische fallen. Den Kampf gegen ihn aufzunehmen, wäre ungefähr dasselbe, wie wenn Einer mit fünfzig Centimes die Bank von Monte Carlo sprengen wollte.

Die beiden Könige der amerikanischen Finanzwelt sind die Herren Vanderbilt und Astor, und zwar kommt ihnen die Bezeichnung als Könige weniger wegen Reichthums als wegen des großmüthigen Gebrauchs, den sie von demselben machen, mit Zug und Recht zu. Handelt es sich um Gründung eines Spitals, eines Museums, einer Bibliothek, so wendet man sich an diese Herren und die Antwort sammt dem beiliegenden Chek läßt nie auf sich warten. Kurze Zeit vor meiner Anfunft in Amerika hatte Mr. Vanderbilt 500,000 Dollars (sage 2,700,000 Francs) hergegeben, um ein Spital in New-York zu gründen, und Mr. Astor hatte 225,000 Dollars (1,215,500 Francs) zu Gunsten einer Klinik für Krebsfranke gestiftet.

Das in der fünften Avenue in New-York gelegene Haus Vanderbilt's ist eine fürstliche Behausung, und eine vollständige Schilderung der darin aufgehäuften Schätze würde mindestens einen Band füllen. Wenn man nur die Bildergalerie und den Inhalt der Silberkammer bedenkt, so ist es klar, daß Millionen darin stecken. Die Galerie, die in zwei großen, vortreflich beleuchteten Sälen untergebracht ist, enthält hundertvierundsechzig Originalgemälde hervorragender Meister: acht von Millet, darunter den Sämann, drei Rosa Bonheur, sieben Meissonnier, Turner, Gérôme, „Die Schlacht von Rezonville“ von Detaille, sieben Theodor Rousseau u. Diese Sammlung im Vereine mit der, welche Mrs. N. L. Stuart besitzt, würde einen stattlichen Grundstock für die Anlegung einer öffentlichen Bildergalerie bilden. In der Vorhalle des Palastes hängt ein Porträt des ersten Vanderbilt, des Gründers der Dynastie.

Ich habe weder die Stadtwohnung noch das Landhaus Mr. Gould's gesehen, aber ich weiß, daß in letzterem die Gemäldesammler auf einen Gesamtwert von 1,250,000 Francs geschätzt werden, was hinreicht, um einen Begriff von dem Ubrigen zu geben. Ich kann dem Leser in diesen flüchtig und in Eile hingeworfenen amerikanischen Skizzen höchstens die Spuren dessen weisen, was man in Amerika zu sehen bekommt. Bei

allem möchte ich nicht dafür einsehen, daß Mr. Gould ein glücklicher Mensch ist.

„Nebst eine Million Dollars kann Keiner in Frieden besitzen“, äußerte einst ein geistvoller Amerikaner, als die Rede auf die großen Kapitalisten der Vereinigten Staaten kam. „Sobald die Summe größer ist, hat der Mann nicht mehr sein Geld, sondern das Geld hat ihn.“

Ein Curiosum ist, daß dieser Mr. Gould vor etlichen dreißig Jahren mit fünfundsiebenzig Dollars in der Tasche nach New-York kam — nach Paris kommt man in dem Falle mit vierzig Sous; das ist das Herkömmliche. Lange Zeit hat er sich von einem Handel mit Mäusefallen ernährt — jetzt fängt er keine Mäuse mehr, sondern Hochwild.

Die Amerikaner haben eine Republik, wenn sie aber keine Könige haben, so haben sie dafür die Millionäre, deren Soch sie tragen. Nichts Köstlicheres, als die Genealogie dieser großen Namen, wie die Zeitungen sie bringen, so oft ein Mitglied solch' hohen Hauses mit Tod abgeht.

Tageschronik.

Wir haben kürzlich die Mittheilung gebracht, daß das Finanzministerium besondere Stationen in Lodz, Warschau, Moskau und anderen größeren industriellen Centren Rußlands, zur Untersuchung der in den inländischen Fabriken hergestellten Luchsvoren zu errichten beabsichtige, weil von vielen Fabriken, namentlich im westlichen Gebiet, das Tuch aus Wollabfällen hergestellt wird. Neuerdings soll nun, wie aus St. Petersburg gemeldet wird, das Finanzministerium im Hinblick darauf, daß vielfach versucht wird, unter der Declaration „Lumpen“ Reutuchreste und Luchleisten einzuschmuggeln, ein Gesetz vorbereiten, wonach Lumpen, wenn sich unter ihnen auch nur ein das festgesetzte Maß überschreitendes Stück Reutuchrest oder Luchleiste befindet, nach Art. 206 des Zolltarifs (b. h. zu dem Satz von 13 Kopelen vom Pfund) verzollt werden sollen. Im Zusammenhange damit besteht die Absicht, zum Schutze der einheimischen Wollfabrikation für vollene Lumpen (Art. 25 des Tarifs) einen Zoll von 50 Kopelen bis 1 Rbl. pro Pud einzuführen.

Feuer. In der W. Baumgarten'schen Spinnerei entstand dieser Tage im Wollraum ein Brand, welcher jedoch von dem Arbeiterpersonale gelöscht werden konnte, ohne daß es nöthig gewesen wäre, die Freiwillige Feuerwehr zu rufen. Der Schaden, welcher dadurch entstanden ist, daß der Woll und eine Parthe Baumwolle vernichtet wurde, beträgt annähernd 700 Rubel. Derselbe ist durch Versicherung gedeckt.

Am 1. (13.) Juni d. J. fand im Saale des Gebäudes des Kreditvereins die Ziehung der Lodzer Städtischen Pfandbriefe statt. Die Liste über die bei derselben ausgelosten Pfandbriefe liegt unserer heutigen Nummer bei.

Eine eigenthümliche Sparbüchse. Der hiesige Advocat Herr M. Donchin hatte dieser Tage die Summe von 14 Rbl. in Papiergeld in eine leere Papierbüchse gelegt und diese auf seinen Schreibtisch gestellt. Als er diese seine eigenthümliche Sparbüchse nun am nächsten Morgen dort nicht mehr vorfand, machte derselbe der Polizei Anzeige und bezeichnete sein Dienstmädchen A. H. als die muthmaßliche Diebin. Die Person bestritt jedoch bei ihrer Vernehmung, das Geld genommen zu haben, und gab vielmehr an, sie habe die nach ihrer Meinung leere Papierbüchse zum Fenster hinaus geworfen.

Ein ziemlich heftiges Gewitter, welches gestern Nachmittag über unsere Stadt zog, war von einem längeren und stärkeren Regen begleitet, welcher unseren verschmachtenden Fluren endlich die längst erwartete Erfrischung brachte.

Am letzten Markttag haben sich die Getreidepreise wie folgt gestellt: Weizen 5 Rbl. 70 bis 5 Rbl. 80, Roggen 3 Rbl. 75, Hafer 2 Rbl. 80. Die Nachfrage und Zufuhr waren sehr schwach.

Einbruch. Diebstahl. In einer der letzten Nächte stalteten unbekante Diebe dem an der Kattstraße, am Wege nach der Mart'schen Kammgarnspinnerei, wohnhaften Schankwirth und Hausbesitzer Wilhelm Reitmänn einen Besuch ab. Dieselben drückten eine Scheibe ein, öffneten sodann leise das Fenster und während die Andern draußen warteten, um den Raub in Empfang zu nehmen, stieg der eine von ihnen ein. Derselbe hatte aber erst zwei Deckbetten hinausgerückt, so erwachte p. Reitmänn und rief nach Hülfe. Dieser lödende Umstand veranlaßte die Gauer, die Flucht zu er-

greifen. Als nun aber Reitmänn Mene machte, denselben zu folgen und zu diesem Behufe am Fenster erschien, gab einer der Fliehenden einen Revolverschuß ab, der ihn an der rechten Schulter verwundete und ihn an einer weiteren Verfolgung hinderte, so daß die Eindreher unerkannt entkamen.

Unserer heutigen Nummer liegt eine geschäftliche Empfehlung der Warschauer Firma Emil Treppe bei, betreffend die amerikanischen Bringmaschinen „Empire“, von welchen Herr A. Diering hieselbst eine Niederlage errichtet hat und die außer gegen baare Kasse auch gegen wöchentliche Abzahlungen von nur 50 Kop. verkauft werden.

Die hier in gutem Andenken stehende Operettenfängerin Frau Zimayer soll nächstens in Lodz eintreffen und im Sellen'schen Sommertheater in einigen Operetten als Gast auftreten.

Lotterie. (Ohne Gewähr). Am 14. Mai, das ist am ersten Ziehungstage der 5. Klasse der 152. Klassen-Lotterie, sind folgende größere Gewinne gezogen worden:

Auf Nr. 13074 Rs. 10,000. — Nr. 1013, 5178, 8703 und 14606 Rs. 1,000.
Auf Nr. 1195, 2560, 3024, 7504, 9362, 11193, 14104, 15975, 19073, 19364 und 23326 zu je Rs. 400.
Auf Nr. Nr. 2,801, 6,002, 7,704, 7,719, 11,738, 13,480, 14,217, 14,758, 15,577, 18,801, 19,050, und 20,583 zu je Rbl. 200.
Auf Nr. Nr. 1,780, 2,294, 2,984, 3,021, 3,027, 4,183, 5,009, 6,335, 6,578, 6,963, 7,991, 8,022, 10,173, 10,488, 10,503, 11,916, 13,334, 17,217, 18,045, 19,815, 20,138, 20,986 und 21,301 zu je Rs. 100.

In der „Pall Mall Gazette“ schreibt der Rabbiner S. Singer einen entristeten Brief gegen den deutschen Kaiser, weil er „der Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden“ seinen Beitrag auf fünf Jahre hinaus versprochen hat. Singer meint einerseits, es wäre besser, wenn das Geld zur Beförderung des Christenthums unter den ungläubigen deutschen Universitätsprofessoren und Oeficieren verwandt würde; und zweitens, daß das Geld weggeworfen sei, denn ein getaufter Jude sei um nichts besser als vorher. Ein Jude wechsle gewöhnlich seine Religioa nur gegen eine Geldentschädigung, obgleich allerdings Befehrungen aus Ueberzeugung nicht ausgeschlossen seien.

Kleine Notizen.

Aus Girschberg in Schlesien wird unter dem 13. d. gemeldet: Während eines dreitägigen Gewitters ging auf den Bergen östlich der Stadt ein ungeheurer Boltenbruch nieder, dessen Wasser alsbald fast alle Straßen des östlichen Stadtheiles, die Wilhelm-, Schmiedebergers-, Schülers-, Heller- und Bahnhofstraße überfluthete. Der Verkehr ist gänzlich unterbrochen. Der Verkehr ist gänzlich unterbrochen. Der Verkehr ist gänzlich unterbrochen.

In der Provinzial-Irrenanstalt zu Bonn starb am 11. d. M. im Alter von 34 Jahren der Landwirth Edward Edeling, ein Bruder des Attentäters Robiling. Edeling hielt sich vor seiner Ueberführung in die Anstalt zu Köln auf. Nahe Verwandte des Attentäters, darunter mehrere Offiziere der deutschen Armee, erhielten beinahe seiner Zeit die Erlaubniß, ihren Namen Robiling in Edeling umzuändern. In der Sterbeurkunde des jetzt hier verstorbenen Edeling heißt der Vater Robiling.

Am Sonnabend vor Pfingsten verunglückte bei Zückerbohl auf dem Schießplatz der Artillerie ein 16jähriger Knabe beim Kugelschießen. Er hatte eine blindgegangene Granate gefunden und dieselbe, statt den Fund zu melden, selbst aufgehoben. Hierbei war das Geschöß trepirt und hatte dem Finder glücklicher Weise den Leib gerissen. Der Unglückliche wurde erst zwei Stunden nach der Explosion noch lebend aufgefunden, verstarb aber bald darauf.

Bei Billerbeck (in der Nähe von Münster) wurden am 10. d. beim Wettrennen vier Menschen überritten. Ein zehnjähriger Knabe blieb sofort todt.

Neueste Post.

Paris, 13. Juni. Die boulangistische Abgeordneten Laguerre und Laifant, welche mit Déroulède Vormittags hier erwartet wurden, protestiren in einem Briefe an den Vorsitzenden der Kammer gegen ihre Verhaftung. Sie lenken in demselben die Aufmerksamkeit des Vorsitzenden auf den gegen die parlamentarische Unverletzlichkeit gerichteten Angriff.

Belgrad, 13. Juni. Infolge eines Beschlusses, welchen der Gerichtshof erster Instanz gestern gefaßt hat, ist der Führer der „Fortschrittspartei“ Garaschanin auf freien Fuß gesetzt worden.

Telegramme.

Petersburg, 14. Juni. Die Kunstwoll-Fabrikanten haben beim Finanzministerium um Erhöhung des Zolles von der aus dem Auslande importirten Kunstwolle petitionirt.

Petersburg, 14. Juni. Es soll eine Gesellschaft gegründet werden, welche die Förderung des Kleingewerbes sich zur Aufgabe gestellt hat. Das Minister-Comitee ist mit der Prüfung des diesbezüglichen Projekts beschäftigt.

Berlin, 14. Juni. Der Herzog von Edinburgh ist in Begleitung des Prinzen Alfred von Großbritannien gestern in Bad Homburg zum Besuch der Kaiserin Friedrich eingetroffen.

Kassel, 14. Juni. Der Schah von Persien ist gestern um 4 1/2 Uhr hier eingetroffen. Es fand großer Empfang statt. Der Oberpräsident begrüßte den Schah in französischer Sprache. Die Ehrencompagnie präsentirte, die Musik spielte die persische Hymne. Nach der Vorstellung der Generalität und der Spitzen der Behörden schritt der Schah die Front der Ehrencompagnie ab. Hierauf folgte die Fahrt nach dem Stadtschloß; eine Husarenescorte begleitete den Wagen. Um 5 1/2 Uhr findet das Diner im Stadtschloß statt.

Dortmund, 14. Juni. Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ meldet: Sämmtliche Truppen, die seitherzeit wegen des Streikes der Bergleute in die hiesigen Kohlenreviere entsendet worden waren, sind in ihre Garnisonen zurückgekehrt.

Paris, 14. Juni. Der Ministerrath berieth vormittags die Panamafrage. Voraussichtlich wird dem Abgeordnetenhaus demnächst eine hierauf bezügliche Vorlage zugehen. Der Minister des Innern, Constans, verließ das Elysee schon vor Ende des Ministerraths, um eine Deputation von Kutschern zu empfangen, welche zu strafen drohen.

Brüssel, 14. Juni. Eine Nachricht aus Boma (Congostaat) meldet den Tod des Generalinspecteurs Gondry. Derselbe soll durch den Capitän Cambler erlegt werden.

Bukarest, 14. Juni. Ein im „Monitorul“ veröffentlichtes Communiqué der Regierung sagt, die Regierung habe kein officieles Blatt, welches ihre Ansichten und ihre Politik vertrete; kein Journal sei berechtigt, das Cabinet durch Artikel oder durch Urtheile zu binden.

Angekommene Fremde.

Hotel Victoria. Herren: Rutkowski und M. Korngold aus Warschau. — Hellwig aus Riga. — Herkner aus Tomaszow. — Th. v. Wojciech aus Sieradz.
Hotel Mannteufoel. Herr Feinstein aus Odessa. — Starkiewicz aus Kielce. — Brösicke aus Cassel.
Hotel de Pologne. Keller aus East. — Afonin aus Charkow.

Okowit-Preis.

Warschau, den 14. Juni 1889.
78% mit Acete Kap. zu 9 1/2%
Verhältniß des Garnier zum Webro 100—307 1/2
En gros pr. Webro 835—838—272—273) 2%
Detail-Preis p. „ 848—851—276—277) 3/4% u. a.

Coursbericht.

Berlin, den 15. Juni 1889.
100 Rubel = 209 M. 50
Ultimo = 207 M. 75
Warschau, den 15. Juni 1889.
Berlin 48 20
London 9 80
Paris 39 05
Wien 82 40

Insertate.

Zwei anständige Herren suchen ein möbl. Zimmer auf der Promenadenstraße oder in der Nähe des Ministerhauses. Offerten sub A. W. bittet man in der Exped. d. Bl. niederzulegen.

